

geht, dass die EU eine unrettbare Fehlkonstruktion ist und darum demnächst untergeht. Ich halte diese These aus vielen Gründen für töricht. Die EU ist und bleibt eine grossartige (und durchaus nicht selbstverständliche) Leistung transnationaler Friedenssicherung und Zusammenarbeit. Wir haben die Neigung, das zu verdrängen. Doch wir Schweizer können heilfroh sein, dass die EU existiert. Unser eigenes Wohlbefinden wird immer in hohem Masse vom europäischen Umfeld abhängig sein. Ich gebe zu, dass der bilaterale Weg eine Form der mit dem politischen Selbstverständnis der Schweiz nicht einfach zu vereinbarenden Anpassung darstellt. Man sollte nicht leugnen, dass der Bilateralismus nun grössere Integrationsschritte verlangt. Dennoch: Den fälligen Pragmatismus müssen wir – nicht zuletzt aus Selbstinteresse – aufbringen. Das putzig-trotzige Gallierdorf mitten in einem sonst hoch integrierten Kontinent spielen zu wollen ist so unvernünftig wie unnötig. Es wird sich auf Dauer nicht durchhalten lassen, und es widerspricht dem Schweizer Erfolgsmodell, das immer verstanden hat, Eigenständigkeit und Anpassung ins Lot zu bringen, sodass beides möglich war: Wohlstand und die Wahrung einer Souveränität, die mehr ist als bloss Fassade.

Georg Kohler, emeritierter Professor für Philosophie

14 Beschäftigen wir uns zu sehr mit uns selbst?

Mir scheint diese Frage bloss eine Sprachfigur zu sein. Es geht nicht um eine Klärung oder Antwort. Das zeigt sich schon daran, dass es eine geschlossene Frage ist, die im Grunde mit Ja oder Nein beantwortet werden könnte – ohne weiteren sachlichen Gewinn. Entscheidend ist die Versicherung, zu welchem Lager ich mich zähle, danach die Befestigung des eigenen ideologischen Territoriums und schliesslich die Widerlegung des «Anderen».

Bipolar: Tatsächlich ähnelt der Diskurs funktional jenem aus der Zeit vor 1989. Die Selbstvergewisserung und selten auch die Scham darüber, auf der richtigen Seite zu stehen, sind dabei wichtiger als die Entwicklung von Möglichkeiten sprachlicher Auseinandersetzung. Die Frage verweist auf einen sozialen Reflex während eines offenen Konflikts, als das «Wir» vom «Anderen» in seiner Existenz bedroht wurde und es lebenswichtig schien, unterscheiden zu können, wer zu welcher Seite gehörte. Diese Epoche ist überwunden. Grundsätzlich würde Friede herrschen, und so segensreich er für den Wohlstand ist, so wenig scheint sich mit ihm politisch anfangen zu lassen. Ein Diskurs jenseits konstruierter Dichotomien lässt so weiter auf sich warten. Währenddessen berauscht sich jenseits der politischen Ziele der Populismus am «Wir-Gefühl». Beunruhigend ist dabei die Erfahrung, dass die Medizin gegen den politischen Kater üblicherweise Extremismus heisst.

Lukas Bärfuss, Schriftsteller

15 Sehen wir genügend, wie das Ausland uns sieht?

Wir haben eine Neigung zu glauben, wir könnten andere dazu bringen, unsere Definition einer Situation zu übernehmen, wenn wir nur genügend darauf beharren. Drei Beispiele: In unserer eigenen Wahrnehmung ist unsere Neutralität eine moralisch unangreifbare, tendenziell gar überlegene Haltung, das Bankgeheimnis definier(t)en wir als Dienst an den Menschenrechten, und die Bilateralen Abkommen sind nach unserer Lesart Vertragswerke zwischen gleichen Partnern, die beide harte Forderungen stellen und in den Verhandlungen gleichermaßen nachzugeben haben. Das Ausland aber nimmt rigide Neutralität in ernstesten Krisen zuweilen als amoralisch wahr, das Bankgeheimnis betrachtete es nicht ganz grundlos als glatte Hehlerei, und die Bilateralen sind für die EU ein Teilanschluss an ein bestehendes Binnenmarktsystem, bei dem es in den zentralen Punkten nichts zu verhandeln gibt. Das hierzulande verbreitete Pochen auf die gesonderte Neuverhandlung einzelner Kernpunkte wird aus EU-Perspektive teilweise als absurd betrachtet, erhalte doch die Schweiz mehr Rechte als die EU-Mitgliedstaaten selbst. Viele Probleme entstehen, weil wir uns ungenügend darauf einlassen, wie unser inbrünstiges Beharren auf der Richtigkeit unserer eigenen Definition der Situation wirkt. Da ist eine Dosis Autismus im Spiel. Manchmal geht das als Schlaumeierei durch, im ungünstigen Fall aber erzeugt es heftigen Druck, und wir knicken dann kleinlaut und etwas würdelos ein. Wie etwa, als die USA die Namen derjenigen Schweizer Bankmitarbeiter verlangten, die mit amerikanischen Kunden zu tun hatten, und wir zuerst verkündeten, wir würden uns auf keinen Fall auf eine solche Forderung einlassen. Plötzlich ging es dann ruck, zuck. Klug wäre, Eigen- und Fremdwahrnehmung in heiklen Situationen sorgfältig abzugleichen und die Spielräume clever zu nutzen – dort, wo sie tatsächlich bestehen. Das Problem, das ich hier beschreibe, ist nicht ein Problem der Eliten in Bern. Das Problem liegt bei grossen Teilen des «Volkes» und jenen breitbeinigen Politikern, die ihm einreden, es sei unfehlbar. Wer wir sind und was wir tun können, hängt nicht nur von unseren Definitionen ab, sondern auch von deren Durchhaltbarkeit in der Welt. Es gibt ein etwas schwieriges Fremdwort, das dieses schweizerische Beharren auf der eigenen Situationsdefinition erfasst: Idiosynkrasie. Wörtlich bedeutet es «Selbstzusammenmischung». Zu viel nationale Idiosynkrasie kann uns daran hindern, unsere Spielräume optimal zu nutzen. Wir verlangen unrealistisch viel und sind dann, nach dem Einknicken, regelmässig verschnuFFT.

Oliver Diggelmann, Professor für Völker- und Staatsrecht an der Universität Zürich

«Wer wir sind und was wir tun können, hängt nicht nur von unseren Definitionen ab, sondern auch von deren Durchhaltbarkeit in der Welt.» *Oliver Diggelmann*